

## **Bericht zur Uganda-Reise 2007 von Lucy Kasüschke**

In den Herbstferien 2007 war ich im Rahmen von „Miteinander für Uganda“ zwei Wochen lang in Uganda und habe die Möglichkeit bekommen das Land aus verschiedenen Blickwinkeln kennen zu lernen. Zum einen das Leben der reicheren Menschen, die es sich leisten konnten im Sheraton Hotel in Kampala zu übernachten oder Ausflüge in den Queen Elisabeth National Park zu machen. Was mich dabei allerdings schockiert hat, war, dass der Anteil der „Weißen“ in beiden Fällen überwog. Die Einheimischen, denen man dort begegnet ist, waren meist Angestellte. Natürlich trifft man dort auch Einheimische, denen man schon von weitem ansieht, dass sie keinen Mangel an Geld haben. Der Präsident zum Beispiel hat an einem Tag zu Fuß die Hauptstadt besichtigt und dabei keine Rücksicht darauf genommen, dass für ihn alle Straßen gesperrt worden waren und viele Menschen in der prallen Sonne etwa drei Stunden lang im Stau steckten, in dem es weder vor noch zurück ging. Weil er danach ins Sheraton Hotel wollte, wurden dort einfach alle Autos abgeschleppt, die im Weg standen und die Sicherheitskontrollen wurden verschärft. Im Gegensatz dazu steht das einfache Leben der armen Bevölkerung, zum Beispiel in Mutolere und Umgebung im Kisoro District. Mutolere ist ein Vorort von Kisoro, der eigentlich nur aus Holzhütten besteht. Die Menschen leben mehr am Straßenrand als in ihren Hütten, haben aber den Luxus, ein Krankenhaus in ihrem Ort zu haben. Wie in fast jedem Ort gibt es Primary und auch Secondary Schools, für die man Schulgeld bezahlen muss, weswegen viele Kinder gar keine Schulausbildung erhalten. Fährt man aus Kisoro heraus, in die so genannten „Villages“, sieht man das Leben der Menschen, die nur das Allernötigste zum Leben haben. Sobald man im Auto vorbei fährt, kommen Kinder angefannt (Abbildung 1), die alle einen englischen Satz beherrschen: „Give me money“. Wir haben das Zuhause einiger Aidsweisen besucht, für die eine Patenschaft übernommen worden ist, sodass sie nun zur Schule gehen. Zu den meisten Villages kommt man nicht mit dem Auto, weil die Straßen (Lehmpisten) zu schlecht sind oder es einfach nur schmale Wege gibt. Also mussten wir immer relativ lange laufen, bis wir zu den Häusern der Kinder kamen. Auf dem Weg konnte man die atemberaubende Natur (Abbildung 2) bestaunen und die wohl gepflegten Felder, auf denen man ausschließlich Frauen und Kinder arbeiten sah (Abbildung 3). Außerdem folgte einem fast immer eine Schar von zerlumpten Kindern,

die sich nichts Tolleres vorstellen konnten, als den „Muzungu“<sup>1</sup> dabei zuzusehen, wie diese sich mit dem Weg abmühten. Dies waren fast nur Kinder, die keine Möglichkeit hatten zur Schule zu gehen, und denen es zum Teil an Nötigstem fehlte. Viele von ihnen hatten dicke Bäuche, was auf Unterernährung und Würmer schließen lässt und Pilzkrankungen auf dem Kopf, was ein Resultat mangelnder Hygiene (Abbildung 4) ist. Die Häuser, die wir zu sehen bekamen, waren meist Lehmhütten mit Wellblechdach, die sehr spartanisch eingerichtet waren. Fließend Wasser oder Elektrizität gab es nirgendwo (Abbildung 5). Zum Teil wohnen kleine Kinder alleine in ihrem Haus, weil ihre Eltern gestorben sind. Sie ernähren sich von dem, was sie von Verwandten bekommen oder selbst anbauen können. Den Mangel an Nahrung, vor allem Fleisch, sieht man ihnen an. Das Haus ihrer Eltern würden sie niemals verlassen und woanders hinziehen, da diese dann „noch einmal sterben würden“. Viele der Menschen sind sehr gläubig und richten sich in all ihren Bitten an Gott und gehen sonntags in die Kirche. Sie beten, dass man eine gute Heimreise hat und dass man wieder kommt. Die meisten Menschen glauben, dass man als Weißer unendlich viel Geld hat und ihnen ruhig genug geben könnte, damit sie ordentlich leben könnten. Wenn man durch die Straßen geht, sieht man sofort, wer zur Schule geht oder gegangen ist, da sich diese Menschen deutlich besser kleiden, wobei die Männer meist ein Hemd tragen. Durch ihr Äußeres heben sie sich von den Armen ab und es ist jedem sofort klar, dass die einzige Möglichkeit aus der Armut heraus zu kommen, eine Schulbildung ist (Abbildung 6). Ein Junge der Secondary School sagte zu mir, er gehe zur Schule „to become someone“.

Im Anbetracht dieser Erfahrungen bin ich mir sicher, dass man diesen Menschen helfen muss. Aus eigener Kraft schaffen sie es nicht aus der Armut heraus zu kommen, da sie kaum genug zum Leben haben. In erster Linie wäre es die Aufgabe der Regierung, den Menschen zu helfen, aber dies scheint nicht zu funktionieren. Aufgrund der von Mwenda genannten Gründe sollte man meiner Meinung nach die Entwicklungshilfe nicht über die Regierung laufen lassen, sondern über private Hilfsorganisationen, die direkt vor Ort den Menschen helfen, ohne dass die Regierung davon profitiert.

---

<sup>1</sup> Muzungu bedeutet Weiße/r



Abbildung 1: winkende Kinder am Straßenrand



Abbildung 2: Der Blick übers Land. Rechts kann man die gepflegten Felder sehen



Abbildung 3: Frauen, mit Kind auf dem Rücken bei der Feldarbeit



Abbildung 4: Kinder in Schuluniform und einfache „Dorfkinder“



Abbildung 5: Eine der typischen Lehmhütten



Abbildung 6: Ein Schulmotto, was den Kindern zum Lebensmotto wird